

Das Ende der Ehe

REZENSENT:IN

Vanessa Lechinger*

WERK

Roig, Emilia (2024).

Das Ende der Ehe: Für eine Revolution der Liebe.

Berlin, Ullstein. 384 Seiten. Gebundenes Buch. 23,70 EUR.

ISBN 978-3-548-06986-9

ZUSAMMENFASSUNG

Das Buch analysiert die Ehe als zentrale Institution patriarchaler Macht und widerspricht der Idee, sie sei eine private oder natürliche Form der Liebe. Emilia Roig versteht Geschlecht als gesellschaftliches Verhältnis, das Ungleichheit systematisch reproduziert. Die Ehe erscheint als rechtliches, ökonomisches und kulturelles Arrangement, das Frauen unbezahlte Sorgearbeit, emotionale Verfügbarkeit und Abhängigkeit zuweist. Normative Vorstellungen von Liebe, Glück und Familie stabilisieren diese Ordnung, indem sie die heterosexuelle Kernfamilie als „natürlich“ darstellen. Konzepte wie Amatonormativität, Zwangsheterosexualität oder globale Sorgketten zeigen die enge Verflechtung von Patriarchat und Kapitalismus. Abschließend plädiert Roig für die Abschaffung der Ehe zugunsten einer grundlegenden Transformation von Liebe und Fürsorge.

DOI

10.59288/wug514.326

Das Patriarchat und die hegemoniale Männlichkeit als Ursprung allen Übels

Dieses Buch wird nicht allen gefallen, sollte es aber. Nicht ganz so direkt, aber in ähnlicher Weise beginnt die Autorin Emilia Roig ihr Buch „Das Ende der Ehe. Für eine Revolution der Liebe“ mit einem Kapitel, in welchem sie die Leser:innen in die Thematik einführt und aus ihrer Perspektive beschreibt, welche Problemfelder und Fragestellungen bearbeitet werden müssen, um eine macht- und diskriminierungsfreie

* **Vanessa Lechinger:** Arbeiterkammer Wien
Kontakt: vanessa.lechinger@akwien.at

Gesellschaft ohne Geschlecht denkbar zu machen. Die Phrase „Nicht alle Männer ...“ als beliebte rhetorische Abwehrfigur, um feministische Diskurse im Keim zu ersticken, wird gleich zu Beginn des Buches zurückgewiesen und das Problem hegemonialer Männlichkeit als strukturelles Machtverhältnis in den Fokus gerückt. Männlichkeit erscheint hier nicht als biologisches Faktum oder persönliche Identität, sondern als soziales Verhältnis, das sich im Zusammenspiel zwischen Männern und Frauen sowie unter Männern selbst konstituiert und so deren Funktion innerhalb patriarchaler Gesellschaftsordnungen definiert. Entscheidend ist nicht, ob sich einzelne Männer individuell „anders“ verhalten, sondern dass sie Teil eines Systems sind, das Macht ungleich verteilt und diese Ungleichheit reproduziert. Dass Männer ebenfalls Nachteile erleben, ist kein Argument gegen das Patriarchat, sondern vielmehr ein Hinweis auf dessen umfassende Ausübung von Gewalt. Wen Emilia Roig an dieser Stelle noch nicht verloren hat, der wird auf den nächsten 384 Seiten eine umfassende, aber leicht verständliche Erklärung nachlesen, warum laut der Autorin die Abschaffung der Ehe ein zentraler Hebel in der Bekämpfung der traditionellen Geschlechterordnung und patriarchalen Vormachtstellung ist.

Ein zentrales Argument des Buches besteht darin, dass die Ehe als kulturelle Institution tief in Prozesse der weiblichen Sozialisation eingeschrieben ist. Während sie historisch explizit rechtlich, politisch und ökonomisch zur Unterordnung von Frauen diente, wirkt sie heute subtiler – insbesondere auf emotionaler und kultureller Ebene. Die Suche nach Glück wird zur Suche nach Liebe, und Liebe wiederum wird mit Ehe gleichgesetzt. Dass Liebe historisch lange kein Kriterium für die Ehe war, verweist auf deren Funktion als ökonomisches und machtpolitisches Instrument. Dennoch erscheinen heutige Narrative – etwa in Disney-Filmen oder Kinderbüchern – erstaunlich stabil: Die Frau (Prinzessin) wartet passiv auf den Mann (Prinzen), der Abenteuer erlebt, bis er sich entscheidet, sesshaft zu werden und zu heiraten. Auch in den sozialen Medien, wie die Autorin beispielhaft anführt, setzen sich diese Muster in alltäglichen Selbstdarstellungen fort, etwa wenn Frauen sich als „(proud) wife“ oder „(lucky) mother“ definieren, Männer jedoch kaum als „husband“ oder „dad“. Die Ehe fungiert damit als höchste Form heteronormativer Liebesbeziehungen und als versprochene Erfüllung eines von klein auf anerzogenen Lebenstraums. Auffällig ist dabei die ungleiche Erwartung an die Ehe: Während Männer in Beziehungen häufig eine Person suchen, die sich um ihre Bedürfnisse kümmert, erhoffen sich viele Frauen von Beziehungen Sinn, Vervollständigung und Identität.

Die Dominanz von Paarbeziehungen in unserer Gesellschaft

Das Buch analysiert die gesellschaftliche Vorrangstellung von heterosexuellen Paarbeziehungen als Ausdruck sogenannter Amatonormativität – ein von Elizabeth Brake (2012) geprägter Begriff, den Emilia Roig verwendet, um zu beschreiben, wie romantische Paarbeziehungen als die einzig legitime Form von Beziehungskonstrukten dargestellt werden. Sie erfüllen eine übergeordnete Rolle in der Gesellschaft und werden oft mit Langlebigkeit und Komplementarität als zentralen Idealen verbunden. „Den Partner fürs Leben gefunden zu haben“ oder jemanden als „die bessere

Hälfte“ vorzustellen impliziert, dass eine „gute“ Beziehung vor allem eine dauerhafte ist und dass man erst in einer Beziehung ein „vollständiger“ Mensch ist – nicht alleine und nicht in einer Gruppe von Menschen. Diese Norm überdeckt jedoch die Vielfalt menschlicher Beziehungen. Freundschaften, familiäre Bindungen, Wahlbezugs-personen oder platonische Liebesformen werden strukturell abgewertet, obwohl Studien zeigen, dass Menschen häufig zufriedener sind, wenn sie ihre emotionalen Bedürfnisse auf mehrere und unterschiedliche Formen von Beziehungen verteilen. Besonders im Erwachsenenleben erweisen sich Freundschaften als essenziell – sie werden jedoch institutionell, im Gegensatz zur Ehe, kaum abgesichert.

Ein wiederkehrendes Argument zur Verteidigung der Ehe lautet, sie sei im Interesse der Kinder und Familiengründung notwendig. Das Buch dekonstruiert diese Annahme, indem es den Vater nicht als neutrale Rolle, sondern als gesellschaftliche Machtposition – im Sinne des „pater familias“ – analysiert. Die sogenannte Kernfamilie wird als historisches Produkt von Patriarchat und Kapitalismus beschrieben, welches sich nach der industriellen Revolution und verstärkt im 19. und 20. Jahrhundert institutionalisiert hat, insbesondere das Schrumpfen großer Verwandtschaften zur „Mutter-Vater-Kind-Familie“. Die Reduktion dieser Verwandtschaftsnetzwerke auf heterosexuelle Paare mit Kindern erleichtert Machtmissbrauch und wird fälschlicherweise als „natürlich“ dargestellt. Gleichzeitig schützt das Konzept der Privatsphäre patriarchale Gewalt, indem es den familiären Raum der öffentlichen Kritik entzieht. Dass die Kernfamilie häufig als „gesund“ gilt, liegt weniger an ihrer tatsächlichen Funktionsfähigkeit als an ihrer Normativität und gesellschaftlichen Vorbildwirkung. Empirische Belege dafür, dass Kinder in solchen Familien grundsätzlich besser aufwachsen, sind erstaunlich dünn – insbesondere im Vergleich zu alternativen Sorgegemeinschaften.

Care-Arbeit als Mittel der ökonomischen Abhängigkeitsspirale

Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Analyse von Care-Arbeit als fundamentaler Voraussetzung des patriarchalen Kapitalismus. Sie ist überwiegend weiblich, meist unbezahlt oder schlecht entlohnt und entlang globaler Ungleichheiten organisiert. Das Konzept der „Global Care Chains“ zeigt, dass Gleichstellung im Globalen Norden oft auf Kosten migrantischer Frauen aus dem Globalen Süden erfolgt. Innerhalb von Haushalten wird die ungleiche Verteilung von Pflege- und Sorgearbeit durch Phänomene wie „weaponized incompetence“ und „maternal gatekeeping“ stabilisiert. Männer entziehen sich der Verantwortung, indem sie Aufgaben im Haushalt bewusst schlecht ausführen oder hohe Standards der Partnerinnen problematisieren. Frauen wiederum internalisieren die Vorstellung, für Fürsorge „von Natur aus“ zuständig zu sein, und halten Männer aus bestimmten Bereichen, zum Beispiel der Kindererziehung, fern – was letztlich das System reproduziert, statt es zu durchbrechen.

Obwohl Frauen heute formal ökonomisch unabhängig sein könnten, bleibt ihre finanzielle Situation strukturell prekär. Arbeitsmarktsegregation, die systematische Abwertung unbezahlter Sorgearbeit sowie patriarchale Vorstellungen darüber, welche Tätigkeiten als „produktiv“ und „wichtig“ gelten, führen dazu, dass

Männer weiterhin über Ressourcen und finanzielle Entscheidungsgewalt verfügen. In diesem Kontext fungiert die Ehe als ein Vertrag, der unbezahlte emotionale und reproduktive Arbeit von Frauen gegen ökonomische Absicherung von Männern eintauscht. Frauen, die außerhalb dieser Struktur leben, gelten nicht zufällig als Abweichung oder gar als Bedrohung gesellschaftlicher Ordnung. Kapitalismus und Patriarchat greifen hier ineinander: Während Männer zu „Sklaven“ der Lohnarbeit werden, werden Frauen zu den „Sklavinnen der Sklaven“, was nach George B. Shaw, den Emilia Roig hier zitiert, „die schlimmste Form der Sklaverei ist“. Auch Bräuche, die auf Hochzeiten gelebt werden, entspringen dieser Logik, wie zum Beispiel, dass die Braut von ihrem Vater zum Altar geführt wird. Es ist ein symbolischer Akt, der die Frau zwischen zwei Generationen an Männern weiter reicht.

An diese ökonomische Dimension schließt die Analyse von Sexualität als politisch reguliertem Bereich an. Das Buch zeigt, dass die binäre Geschlechterordnung die Grundlage für heteronormativen Sex bildet, der durch die Ehe institutionell abgesichert wird. Adrienne Richs (1980) Konzept der „Zwangsheterosexualität“ beschreibt diese Ordnung treffend als politisches Regime, das Sexualität nicht nur normiert, sondern aktiv kontrolliert. Innerhalb dieses Regimes fungiert Sex häufig als Tauschmittel: Frauen tauschen sexuelle Verfügbarkeit gegen Sicherheit, sozialen Status oder emotionale Anerkennung. Dem ökonomischen Kapital der Männer steht dabei das sogenannte erotische Kapital der Frauen gegenüber. Je größer die ökonomische Unabhängigkeit von Frauen wird, desto weniger zwingend erscheint dieser Tausch. Die Ehe stabilisiert ihn dennoch, indem sie ihn als romantische Liebe naturalisiert und ihm damit seine politische Dimension entzieht.

Die binäre Geschlechterordnung als Säule der Ehe

Diese Dynamiken sind untrennbar mit der Vorstellung von Geschlecht als natürlicher binärer Kategorie verbunden – einer Vorstellung, die das Buch entschieden zurückweist. Geschlecht wird stattdessen als politische Fiktion beschrieben, vergleichbar mit Geld: real in seinen Effekten, aber sozial konstruiert. Wenn wir morgen nicht mehr an den Wert von Geld glauben, was passiert dann? Ähnlich können wir uns eine Welt, in der Geschlecht keine Bedeutung hat, kaum vorstellen. Es dient als machtvolle Ordnung eines hierarchischen Verhältnisses, in dem Männlichkeit über Weiblichkeit dominiert und Kontrolle häufig durch Verweis auf die „Natur“ legitimiert wird. Heterosexualität, Ehe und Kernfamilie werden in diesem System als „natürlich“ und sicherheitsstiftend dargestellt, fungieren jedoch als politische Konstruktionen, die Stabilität versprechen, indem sie Abweichungen delegitimieren. Die Dichotomie von „natürlich“ und „unnatürlich“ ist selbst konstruiert und dient der Absicherung bestehender Machtverhältnisse. Der „Naturmythos“ verdeutlicht dies: Wissenschaftliches Wissen über biologische Natur wurde historisch vor allem von weißen Cis-Männern produziert und ist entsprechend politisch geprägt. Was als natürlich gilt, ist daher kein neutraler Befund, sondern Ausdruck bestimmter Interessen. Entgegen gängigen Annahmen argumentiert das Buch, dass weder Geschlecht noch Sexualität eindeutig biologisch festgelegt sind. Biologische Geschlechtsentwicklung ist

komplex, nicht binär und der Einfluss von Hormonen untererforscht. Das bedeutet, dass Geschlecht zwar biologisch real sein kann („männliche oder weibliche Geschlechtsmerkmale“), jedoch vor allem sozial organisiert und reproduziert wird – ein Prozess, den das Konzept des „Doing Gender“ beschreibt.

Zudem wird bei Frauen oft das „biologische Alter“ in den Fokus gerückt: Sie gelten nur dann als wertvoll, wenn sie jung und reproduktiv verfügbar sind. Mutterschaft wird so zur zentralen Säule patriarchaler Ordnung. Dabei muss die Differenz zwischen biologischen Voraussetzungen und kultureller Gestaltung betont werden: Bestimmte körperliche Prozesse sind biologisch gegeben, nicht aber deren Implikation und Bedeutungen – etwa Mutterschaft oder pflegende Fürsorge –, die gesellschaftlich organisiert werden, was ist "natürlich" weiblich oder "männlich", prägen früh die Sozialisation von Kindern: Mädchen lernen, leise zu sein und wenig Raum einzunehmen, während Jungen Lautstärke und körperliche Entfaltung zugestanden werden. Der „Naturmythos“ und die Geschlechterordnung sind historisch zudem eng mit dem Kolonialismus verknüpft. Koloniale Machtverhältnisse verstärkten patriarchale Geschlechternormen, indem schwarze Frauen im Sklaventum als robust, animalisch und arbeitsfähig „vermännlicht“ wurden, während weiße Frauen als zart, rein und häuslich idealisiert wurden. Die monogame Ehe fungierte dabei als Instrument der Disziplinierung und Kontrolle, wobei die Diskriminierung schwarzer Frauen unmenschliche Ausmaße annahm.

Die Reformierung der Ehe: Fortschritt oder „more of the same“?

Emilia Roig beschreibt die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare als ambivalent. Zwar stellt sie einen wichtigen Schritt rechtlicher, ökonomischer und politischer Anerkennung für homosexuelle Paare dar, zugleich führt sie jedoch zur Anpassung queerer Lebensweisen an heteronormative Standards. Die Ehe etabliert neue Hierarchien innerhalb der LGBTQI+-Community und stabilisiert letztlich die Institution selbst, anstatt sie grundlegend zu hinterfragen. Besonders deutlich wird dies im Familienrecht, das weiterhin auf das Modell von zwei Elternteilen beschränkt bleibt und andere Formen von Familien benachteiligt, insbesondere deren Kinder. Anstatt gesetzliche Rahmenbedingungen an vielfältige Lebensrealitäten anzupassen, werden queere und nicht normkonforme Familien gezwungen, sich bestehenden Normen zu unterwerfen. Die Möglichkeit, alternative Sorge- und Beziehungsformen gesellschaftlich aufzuwerten, blieb damit weitgehend ungenutzt. Lesbische Beziehungen werden im Buch als besondere Bedrohung patriarchaler Ordnung beschrieben, da sie ohne männliche Referenz auskommen. Gleichzeitig wird vor einer neoliberalen Vereinnahmung queerer Identitäten (Familien) gewarnt, die Maskulinität fortschreibt, ohne Machtverhältnisse grundlegend zu hinterfragen.

Für eine Revolution der Liebe

Eine der direktesten Fragen des Buches richtet sich an patriarchale Beziehungslogiken: Können Männer Frauen unter diesen Bedingungen der patriarchalen Ordnung überhaupt „wirklich“ lieben? Die zentrale These lautet, dass Liebe ohne Gerechtigkeit

nicht möglich ist. Die strukturelle Ungleichbehandlung von Männern und Frauen, die im Kindesalter mit der Reproduktion geschlechtlicher Rollenbilder beginnt, lässt vermuten, dass unterschiedliche Motive kulturell mit Liebe verbunden werden. Männer werden emotional zur Distanz erzogen, lernen, Autonomie über Verbundenheit zu stellen, und definieren ihren Selbstwert primär über Anerkennung durch andere Männer. Heterosexuelle Beziehungen dienen daher häufig weniger der Liebe zu Frauen als der Bestätigung männlicher Dominanz im Wettbewerb mit Gleichgestellten und Absicherung eigener Bedürfnisse. Und Frauen können sich in diesem erlernten System wohlfühlen und so Teil der Stabilisierung patriarchaler Strukturen sein. Diese Komplizinnenschaft wird nicht als individuelles Versagen verstanden, sondern als Ergebnis lebenslanger Sozialisation. Ähnlich wie in anderen Diskursen über Ungleichheit kann die individuelle nicht über die kollektive Verantwortung zur Veränderung gestellt werden, wie neoliberale Erzählungen oft implizieren.

Stattdessen plädiert die Autorin für eine tiefgreifende emotionale Revolution. Gefühle sollen nicht länger kontrolliert oder funktionalisiert, sondern als politische Kräfte ernst genommen werden. Der Körper wird dabei als zentraler Ort begriffen, an dem Befreiung erfahrbar und wirksam werden kann. Die Angst vieler Männer vor Gleichstellung muss als strukturelle Identitätskrise analysiert werden. Die Frage „Wer bin ich ohne Männlichkeit?“ verweist auf die Notwendigkeit, Selbstwert nicht länger aus der Abgrenzung und Abwertung anderer zu beziehen. Das Ende des Patriarchats erscheint hier nicht als Verlust, sondern als Öffnung neuer Möglichkeitsräume – auch für Männer selbst. Das Ende der Ehe bedeutet schließlich nicht das Ende von Beziehungen, sondern die Abschaffung eines institutionellen Rahmens, der systematisch Ungleichheit produziert. Anstatt die Ehe weiter zu öffnen und zu reformieren, fordert das Buch abschließend eine tiefgreifende gesellschaftliche Transformation: feministische Steuerpolitik, eine radikale Neubewertung von Care-Arbeit, Vermögensumverteilung und neue Formen kollektiven Zusammenlebens. Wunschfamilien, progressive Wohnprojekte und Sorgegemeinschaften eröffnen Perspektiven jenseits der patriarchalen Kernfamilie – und damit Möglichkeiten für eine andere, gerechtere Praxis von Liebe.

Emilia Roig ist mit „Das Ende der Ehe“ ein theoretisch fundiertes, politisches und zugängliches Buch gelungen, das auch Leser:innen mitnimmt, die bislang wenig Berührung mit feministischer Theorie, Kapitalismuskritik oder queeren Perspektiven hatten. Komplexe Zusammenhänge zwischen Patriarchat, Kapitalismus, Kolonialismus und Heteronormativität werden klar, erzählerisch und anhand alltäglicher Erfahrungen vermittelt. Es fordert bestehende Annahmen heraus, bleibt dabei aber gut nachvollziehbar und regt zum Weiterdenken an, ohne schnelle oder einfache Antworten zu liefern. Gleichzeitig bleibt ein gewisses Unbehagen bestehen, da konkrete alternative Beziehungs-, Familien- und Sorgekonzepte nur angerissen werden. Kollektive Wohnformen oder nicht paarzentrierte Lebensweisen erscheinen als Andeutung der alternativen Ordnung. Dass ausformulierte Alternativen fehlen, ist ein Hinweis darauf, dass solche Modelle bislang gesellschaftlich kaum ausgearbeitet wurden. Das Buch versteht sich also weniger als praktische Anleitung zum

Anders-Lieben, denn als Analyse der gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Liebe stattfindet – und wie sie sich aus patriarchalen und kapitalistischen Verwertungslogiken befreien muss.

LITERATUR

Brake, Elisabeth (2012). Minimizing Marriage: Marriage, Morality and the Law. Oxford University Press.

Rich, Adrienne (1980). Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence. *Signs: Journal of Woman, Culture and Society* 5 (4), 631–660.

